

**MARCO JANDL
BIRGIT ROTH (HG.)**



UND WÄR' DIE GANZE WELT IN FLAMMEN ...

**Irene Ransburg und Gisela
Kaufmann – Zwei blinde Frauen
zwischen Selbstbestimmung, Lyrik
und NS-Verfolgung**

Marco Jandl, Birgit Roth (Hg.)

UND WÄR' DIE GANZE WELT IN FLAMMEN...

Irene Ransburg und Gisela Kaufmann –

Zwei blinde Frauen zwischen Selbstbestimmung, Lyrik und NS-Verfolgung

Marco Jandl, Birgit Roth (Hg.)

UND WÄR' DIE GANZE WELT IN FLAMMEN...

Irene Ransburg und Gisela Kaufmann –

**Zwei blinde Frauen zwischen Selbstbestimmung,
Lyrik und NS-Verfolgung**

Graz University Library Publishing



Diese Publikation erscheint begleitend zur Umbettung des Braille-Stolpersteines für Irene Ransburg und der Enthüllung einer Gedenktafel für Gisela Kaufmann am Grazer Odilien-Institut. Die Stolpersteinverlegungen und diese Publikation sind Teile einer mehrjährigen Kooperation des Vereins für Gedenkkultur in Graz mit der Universität Graz und dem Odilien-Institut.

Das Layout der vorliegenden Publikation wurde im Hinblick auf Barrierefreiheit adaptiert und optimiert.

Wir danken für die Unterstützung:



© 2024 bei den Herausgeber:innen bzw. Autor:innen



CC BY 4.0 2024 by Jandl_Roth

Dieses Werk ist lizenziert unter der Creative Commons Attribution 4.0 Lizenz (BY). Diese Lizenz erlaubt unter Voraussetzung der Namensnennung der Urheberin die Bearbeitung, Vervielfältigung und Verbreitung des Materials in jedem Format oder Medium für beliebige Zwecke, auch kommerziell. (Lizenztext: <https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.de>)

Die Bedingungen der Creative-Commons-Lizenz gelten nur für Originalmaterial. Die Wiederverwendung von Material aus anderen Quellen (gekennzeichnet mit Quellenangabe) wie z.B. Schaubilder, Abbildungen, Fotos und Textauszüge erfordert ggf. weitere Nutzungsgenehmigungen durch den jeweiligen Rechteinhaber.

Zitiervorschlag:

Marco Jandl, Birgit Roth (Hg.), Und wär' die ganze Welt in Flammen ... Irene Ransburg und Gisela Kaufmann – Zwei blinde Frauen zwischen Selbstbestimmung, Lyrik und NS-Verfolgung. Graz: Graz University Library Publishing 2024.

Impressum:

Herausgeber:innen: Marco Jandl, Birgit Roth

Beratung, Herstellung der barrierefreien pdf: Barbara Levic, Zentrum Integriert Studieren

Layout: Birgit Roth, Aminata Sarah Roth

Graz University Library Publishing 2024

eISBN 978-3-903374-36-2

DOI 10.25365/9783903374362

Zu diesem Band wurde eine Printversion im Großdruckformat mit integriertem Braille-Text produziert:

Druck der Großdruckpublikation, Konfektionierung: Grazer Uni-Druckerei

Produktion der Braille-Version: Manfred Anabith, Literaturservice für sehbehinderte und blinde Personen der Universitätsbibliothek Graz

ISBN 978-3-903374-37-2

Inhaltsverzeichnis

Geleitworte.....	6
Einführung der Herausgeber:innen	7
Ein Stolperstein in Braille-Schrift in Graz: Wie es dazu kam, Daniela Grabe.....	9
Auszug aus dem biografischen Text „Lebensbild“ von Irene Ransburg.....	13
Hoffnungsloses Sehnen (Juni 1917) von Irene Ransburg.....	14
Irene Ransburg (1898–1944) – Das Leben einer taubblinden Frau, Gabriela Stieber.....	16
Statement der Familie Kaufman	21
Gisela Kaufmann (1907–1941) – Ein Leben allen Widrigkeiten zum Trotz, Marco Jandl.....	22
Ein Foto als Biografie – Zur Dissertation der blinden Grazer Germanistin Gisela Kaufmann, Sebastian Meißl.....	29
Studium in einer unvorstellbaren Welt, Tim Peters.....	33

Geleitwort des Odilien-Instituts

Unter der Schreckensherrschaft der Nationalsozialisten wurden millionenfach Frauen, Männer und Kinder in den Konzentrationslagern ermordet. Vor allem den jüdischen Mitbürgerinnen und Mitbürgern galt der mörderische Hass dieses Verbrecherregimes. Sechs Millionen Jüdinnen und Juden wurden Opfer dieses Hasses, 65.000 davon waren österreichische Juden.

Gisela Kaufmann und Irene Ransburg waren zwei davon. Beide verbrachten Teile ihres Lebens am Grazer Odilien-Institut, das sich seit seiner Gründung bis heute der Unterstützung von blinden oder sehbehinderten Menschen verschrieben hat, aber auch für alle anderen Menschen mit Behinderung offene Türen hat.

Auch mehr als 80 Jahre danach darf es kein Vergessen dieser Verbrechen geben. Und so ist es gerade dem Odilien-Institut gleichzeitig Ehre und Auftrag, vor unserem Haus auf das Schicksal von Gisela Kaufmann und Irene Ransburg aufmerksam zu machen und damit gleichzeitig auf millionenfaches Unrecht hinzuweisen.

Bettina Schifko

Geschäftsführerin, Odilien-Institut

Geleitwort der Universität Graz

Die Universität Graz beschäftigt sich seit Jahren mit ihrer Geschichte während der Herrschaft des nationalsozialistischen Regimes. Zuletzt wurden in einem eigenen Projekt am Centrum für Jüdische Studien die Biografien der im Jahr 1938 von der Universität vertriebenen jüdischen Universitätsangehörigen systematisch erforscht. Im Oktober 2023 konnten wir auf Basis der Recherchen 15 Stolpersteine auf dem Campus verlegen.

Es ist mir eine besondere Freude, dass als weiteres Ergebnis dieser Arbeit eine Publikation über zwei durch das NS-Regime verfolgte blinde Frauen in Graz an unserer Universität erscheint. Die wertvolle Mitarbeit des Zentrums Integriert Studieren und die Brailleschrift-Produktion der Digitalisierungsstelle sind wichtige Zeichen für unser fortwährendes Engagement hinsichtlich der Unterstützung von Menschen mit Behinderung an unserer Universität.

Peter Riedler

Rektor, Universität Graz

Einführung der Herausgeber:innen

Die vorliegende Publikation stellt eine Gedenkschrift für die taubblinde Literatin Irene Ransburg (1898–1944) und die blinde Germanistik-Studentin Gisela Kaufmann (1907–1941) dar. Wir wollen damit die außergewöhnlichen Biografien, das Wirken und die Schicksale dieser beiden Frauen in Erinnerung halten. Wenn auch unklar ist, ob sich Irene Ransburg und Gisela Kaufmann persönlich kannten, so bestehen bemerkenswerte Verbindungen zwischen den beiden, die uns zu einem Ansatz des gemeinsamen Erinnerns veranlassten: Beide wurden um die Jahrhundertwende in Graz geboren und erblindeten als junge Frauen, wobei Irene Ransburg kurze Zeit zuvor bereits ihr Gehör verloren hatte. In der Folge kamen die beiden an die Grazer Odilien-Blindenanstalt, wo sie anhand verschiedener Kommunikationstechniken lernten mit ihrer Umwelt zu kommunizieren und diese an ihrer Liebe für Literatur und Sprache teilhaben zu lassen. Irene Ransburg wurde als taubblinde Dichterin in der Steiermark und auch darüber hinaus bekannt. Gisela Kaufmann inskribierte als blinde Studentin an der Universität Graz und promovierte 1938 mit einer Dissertation über die Lyrik Eduard Mörikes. Allen Hürden und Krisen zum Trotz gingen die beiden ihren beeindruckenden Weg. Dieser endete jedoch nach der Machtübernahme der Nationalsozialisten in Österreich und dem sog. „Anschluss“ im März 1938 tragisch. Die beiden Frauen wurden als Jüdinnen verfolgt. Die mit 14 Jahren zum katholischen Glauben konvertierte Irene Ransburg blieb längere Zeit am Odilien-Institut unentdeckt, bis sie schließlich 1944 von der Gestapo abgeholt und später in Auschwitz ermordet wurde. Gisela Kaufmann starb 1941 zwangsumgesiedelt und getrennt von ihrer Familie in Wien.

Die Erinnerung an die beiden Frauen, ihren bemerkenswerten Weg und ihr tragisches Schicksal blieb nach 1945 wichtiger Bestandteil im Gedächtnis der Familien, in denen die beiden aufwuchsen. Nach jahrzehntelangem Vergessen wurden ihre Geschichten in den letzten Jahren auch Teil eines öffentlichen Erinnerns in der Stadt Graz. Für Irene Ransburg wurde im Jahr 2016 am Odilien-Institut als ihrem langjährigen Wohnort der erste Stolperstein in Brailleschrift weltweit verlegt. Für Gisela Kaufmann wurde im Oktober 2023 ein Stolperstein vor dem Hauptgebäude der Uni Graz gesetzt, um an ihre Vertreibung von der Universität im Jahr 1938 zu erinnern. Als Erweiterung und Adaption des Gedenkens erfolgt im Herbst 2024 die Anhebung des bestehenden Braille-Stolpersteines für Irene Ransburg und die Anbringung einer Gedenktafel für Gisela Kaufmann am Odilien-Institut. In diesem Kooperationsprojekt vom Verein für Gedenkkultur – Stolpersteine in Graz, dem Grazer Odilien-Institut und dem Zentrum Integriert Studieren der Universität Graz entstand schließlich die Idee für eine begleitende Publikation. Sie stellt zugleich eine Erweiterung des Projektes zur Erforschung der vertriebenen Grazer Universitätsangehörigen dar, das derzeit am Centrum für Jüdische Studien der Universität Graz läuft.

Aus verschiedenen Blickwinkeln nähern sich die Autorinnen und Autoren den beiden Biografien dieser bemerkenswerten Frauen und damit verbundenen Themen der Inklusion und Erinnerungsarbeit an. Die langjährige Obfrau des Vereines für Gedenkkultur Daniela Grabe reflektiert über die Entstehung der Stolpersteine in Braille für blinde NS-Opfer als Ansatz einer inklusiven Erinnerungskultur. Dabei geht sie auch auf die Problematiken der ersten Verlegung ein, auf die mit der Anhebung des Steines eine Antwort gefunden wurde. Der Historiker Marco Jandl und die Historikerin Gabriela Stieber zeichnen die Lebenswege von Gisela Kaufmann beziehungsweise Irene Ransburg nach. Der Germanist und Kulturwissenschaftler Sebastian Meissl

diskutiert die literaturwissenschaftliche Dissertation Kaufmanns und ihr Porträtfoto als Promovendin aus dem Jahr 1938. Der blinde Germanistikstudent Tim Peters gibt ausgehend von der Geschichte Gisela Kaufmanns Einblicke in die Inklusion und den Alltag blinder Studierender an der Universität Graz heutzutage. Weiters wurden Grußworte der Familie Kaufman aus Kanada abgedruckt, die sie anlässlich der Verlegung des Stolpersteines für Gisela Kaufmann im Oktober 2023 nach Graz sandten.

In diesem Band findet sich auch ein Gedicht Irene Ransburgs. Daraus stammt die Zeile „Und wär' die ganze Welt in Flammen“, die wir als Titel für die vorliegende Schrift gewählt haben. Irene Ransburg beschrieb darin die anfängliche Verzweiflung aufgrund der eingetretenen Taubblindheit. Diese wich neuem Lebensmut, wie sie in ihrem in Auszügen ebenso abgedruckten „Lebensbild“ schreibt. Unweigerlich entstehen bei der Zeile heute Assoziationen zum Weltenbrand des Zweiten Weltkrieges, dem Schrecken des Nationalsozialismus und seiner Verbrechen.

Für die gemeinsame Erinnerung an Irene Ransburg und Gisela Kaufmann wurde analog zum Braille-Stolperstein ein möglichst inklusives und barrierefreies Format entwickelt. Hierbei stand Barbara Levč vom Zentrum Integriert Studieren (Uni Graz) beratend zur Seite. Die Texte sind in Schwarz- und Brailleschrift abgedruckt. Für die Erstellung der Braille-Schrift und den Druck danken wir Manfred Anabith und dem Digitalisierungsservice der Universität Graz.

Wir hoffen, mit dieser Publikation einen Teil zu einer inklusiven und gelebten Erinnerungsarbeit beizutragen und die Erinnerung an diese beiden bemerkenswerten Frauen langfristig zu bewahren.

Graz, August 2024

Marco Jandl und Birgit Roth

■ Ein Stolperstein in Braille-Schrift in Graz: Wie es dazu kam

Daniela Grabe

„Stolpersteine“ sind ein Gedenkprojekt nach dem Konzept des deutschen Künstlers Gunter Demnig, mit dem an das Schicksal jener Menschen erinnert wird, die im Nationalsozialismus ermordet, deportiert, vertrieben, in den Suizid getrieben wurden oder von „Arisierungs“-Enteignungen betroffen waren. Dabei wird sowohl jüdischer Opfer gedacht als auch jener Menschen, die Opfer politischer, religiöser, ethnischer Verfolgung waren, die aufgrund ihrer sexuellen Orientierung ermordet wurden, wegen Verweigerung des Kriegsdienstes oder weil ihr Leben als „unwert“ galt (sogenannte „Euthanasie“).

Die Messing-Oberseiten der Stolpersteine tragen Namen und Lebensdaten der Opfer und Inschriften wie: „Hier wohnte“, „Hier arbeitete“, „Hier lernte“ oder „Hier studierte“. Sie werden in der Regel vor den letzten freiwilligen Wohn- oder Wirkungsstätten der Opfer in den Gehsteig eingelassen.

Im Jahr 2013, 75 Jahre nach dem sogenannten „Anschluss“, brachte Daniela Grabe (die Autorin), damals Grazer Gemeinderätin, das Projekt auch nach Graz und gründete dafür gemeinsam mit Sabine Maurer vom Grazer Komitee für christlich-jüdische Zusammenarbeit den Verein für Gedenkkultur in Graz. Ab diesem Zeitpunkt wurde die Gedenkarbeit kontinuierlich ausgebaut und mit Hilfe engagierter Vereinsmitglieder, Unterstützerinnen und Unterstützer um Stolpersteine auch in anderen steirischen Städten erweitert. Inzwischen gibt es in der Steiermark über 350 Stolpersteine in 10 Orten (wobei die Steine in Ramsau und Schladming durch das Gedenkprojekt „Gegen das Vergessen“ verlegt wurden). Europaweit existieren durch viele regionale Initiativen über 100.000 Gedenksteine in über 30 Ländern (Stand Juli 2024).

Neben den Stolpersteinverlegungen betreibt der Verein auch historische Biografieforschung nach lange „vergessenen“ Opfern und intensive Vermittlungsarbeit vor allem für junge Menschen.

Seit unser Projekt im Jahr 2013 begonnen hat, haben wir stets versucht, das Gedenken möglichst leicht zugänglich, möglichst niederschwellig zu gestalten – ohne Kostenbarrieren, ohne Standortbarrieren und idealerweise ohne Bildungsbarrieren.

Dabei war uns von Beginn an die individuelle Würdigung wichtig, also dass jener Menschen, die Opfer des NS-Terrors geworden sind, auch persönlich gedacht wird und nicht nur als unvorstellbarer (unvorstellbar großer) Gruppe.

Dies war auch einer der zentralen Gründe dafür, dass wir uns für Stolpersteine nach dem Konzept von Gunter Demnig entschieden haben: kleine Steine, im öffentlichen Raum anbringbar, überall verteilt, wo Menschen heute leben, lernen und arbeiten, wo Menschen damals gelebt, gelernt und gearbeitet haben. Zugänglich ohne Eintrittspreis, an Stellen, die man eventuell im Alltag ohnehin täglich streift, inhaltlich in ihrer Botschaft klar und unmissverständlich. Letzteres versuchen wir auch durch ein umfangreiches Vermittlungsprogramm zu fördern.

Als wir 2016 den ersten Stolperstein für eine blinde Angehörige des Grazer Odilien-Instituts pflanzen, merkte ich, dass wir mit unserem Ziel der Niederschwelligkeit und Barrierefreiheit an eine Grenze gestoßen waren: Ein Stolperstein für eine blinde Frau an einem Ort, der auch für viele sehbeeinträchtigte und blinde Menschen heute Lern- und Arbeitsstätte ist, aber das Gedenken bleibt nicht sicht- und lesbar für jene, die hier ein- und ausgehen?

Das passte einfach nicht, erschien absurd oder zumindest fehlerhaft. Und so fragte ich Michael Friedrichs-Friedlaender, jenen Bildhauer, der die Stolpersteine anfertigt, ob es vielleicht eine Möglichkeit gäbe, einen Stolperstein in Braille-Schrift anzufertigen, um das Fehlen dieser Lesemöglichkeit zu beheben und damit auch Irene Ransburg, die blinde Dichterin, in einer besonderen Weise individuell zu würdigen.

Was Michael damals genau geantwortet hatte, weiß ich nicht mehr, aber sicher war seine Reaktion ähnlich wie auf meine heutige Frage: „Was bedeuten für dich Stolpersteine?“ – „Das kann ich dir in zwei Worten sagen: viel Arbeit.“ Und dann fügt er bezüglich der Stolpersteine in Braille-Schrift hinzu: „Eine Herausforderung. Aber so etwas mache ich gerne.“ Ihm geht es zusätzlich zum Gedenken an Irene Ransburg auch um jene, die heute am Anbringungsort des Steines wohnen und arbeiten: „Ich finde es wichtig, dass die Leute es auch lesen können. Sie sind in gewisser Weise ohnehin oft ausgegrenzt, können oft Dinge nicht lesen. Und insofern ist es wichtig, diese speziellen Stolpersteine zu machen.“ Auch wenn es um ein Vielfaches länger dauert.

Denn die Herstellung von Stolpersteinen in Braille-Schrift ist durchaus herausfordernd. Erst nach etlichen Versuchen war es dem Künstler damals gelungen, die Braille-Schrift so auf das Blech zu bringen, dass sie auch wirklich lesbar war. Michael Friedrichs-Friedlaender betont: „Es ist alles Handarbeit, ohne Einsatz einer Maschine bis auf die Befestigungslöcher, die mit der Bohrmaschine gestanzt wurden.“ Die Schwierigkeit war: Wie bekommt man die Schriftpunkte so hin, dass sie, anders als die Buchstaben in Schwarzschrift, hervortreten und deutlich genug sind, dass sie auch wirklich durch Abtasten gelesen werden können?

Anders als beim Punzieren von Steinen für Sehende benötigt man zwei Bleche. Dabei muss von hinten in einem Blech so nach oben geschlagen werden, dass die Punkte ertastbar sind, aber wie genau, dazu bedurfte es zahlreicher Testläufe zum Austesten und Verbessern, bis die Stifte so „scharfkantig“ waren, dass sie auch wirklich durch Ertasten lesbar sind und nicht nur als vage Punkte erscheinen.

Um die Lesbarkeit zu gewährleisten, hat der Künstler die „Prototypen“ mehrmals von Angehörigen des Berliner Blindeninstituts korrekturlesen lassen, denn bei den ersten Versuchen war die Schrift schlichtweg nicht lesbar, die Punkte nicht deutlich genug. Schließlich musste auch mit der Größe des Steins experimentiert werden, bis die passende gefunden war: deutlich größer als die Schwarzschriftsteine, aber nicht zu groß, damit doch noch als Stolperstein, quasi als „große Schwester“, wahrgenommen.

Im August 2016 wurde dieser erste Stolperstein in enger Zusammenarbeit mit dem Odilien-Institut und unter aktiver Beteiligung damaliger Klientinnen und Klienten verlegt, die den Braille-Stein und die „kleine Schwester“ in Schwarzschrift an ihren Bestimmungsort trugen und in das von Gunter Demnig und der Holding Graz vorbereitete Loch einsetzten. Würdevoll, respektvoll und einzigartig in ganz Europa, getragen von dem Gedanken, im Gedenken inklusiv zu sein. Entsprechend groß wurde diese Verlegungsfeier auch medial gewürdigt.



Bild 1: Gunter Demnig bei der Stolpersteinverlegung vor dem Odilien-Institut. Der Künstler kniet vor zwei im Gehsteig eingelassenen Bronzesteinen und reinigt den Braille-Stein. Im Hintergrund ein roter Eimer und einige Zusehende. © J.-J. Kucek

Doch eine wichtige Sache hatten wir alle miteinander übersehen und zum Glück führte gerade die mediale Präsenz dazu, dass wir auf jenen zentralen Fehler hingewiesen worden sind, den wir zuvor bei der Fokussierung auf Punkte-Größen und Beschaffenheit der Stift-Kanten unverständlicherweise nicht bedacht hatten:

Sehende müssen sich zum Lesen eines Stolpersteins in Schwarzschrift manchmal leicht hinunterbeugen („respektvoll verbeugen“ nennt Gunter Demnig das auch), aber die Steine sind bei aufrechter Haltung in der Regel gut lesbar. Bei einem Braille-Stein funktioniert das nicht; auf Distanz kann er nicht erfasst werden. Durch unsere „klassische“ Verlegung im Gehsteig verlangten wir bei aller guten Absicht seinen Rezipientinnen und Rezipienten ab, zum Lesen nahezu gänzlich in die Knie zu gehen und direkt am Asphaltbelag umherzutasten.

Im Laufe der Jahre wurde dieser Missstand immer wieder diskutiert und nun gemeinsam mit dem Odilien-Institut und dem Zentrum Integriert Studieren eine Neugestaltung konzipiert: Während der Schwarzschrift-Stein für Irene Ransburg an der Verlegestelle im Gehsteig verblieb, wurde der Braille-Stein in einen erhöhten Steinsockel gehoben. Diese Neu-Verlegung wurde zum Anlass genommen, auch Gisela Kaufmann, für die am Uni-Campus ein Stein verlegt wurde, eine Gedenktafel zu widmen. Wir sehen dies als Ausdruck einer gelebten und dynamischen Erinnerungsarbeit. Der erhöhte Steinquader setzt unser eingangs genanntes Herzensanliegen, das greifbare Gedenken, nun in geeigneterer Form um und präsentiert den Stolperstein so, dass er für die Menschen vor Ort leicht zugänglich ist: niederschwellig im symbolischen Sinne des Wortes, ohne Standortbarrieren (daher nun auch auf einem Sockel), ohne Lesebarrieren (daher in Braille) und mit einer individuellen Form für blinde Menschen, die Opfer des NS-Terrors geworden sind.



Bild 2: Die Stolpersteine für Irene Ransburg. Oben der größere Braille-Stein, darunter der Schwarzschrift-Stein mit der Aufschrift: „Hier wohnte | Irene Ransburg | Jg. 1898 | Verhaftet 21.9.1944 | Deportiert 1944 | Theresienstadt | Ermordet 23.10.1944 | Auschwitz-Birkenau“

© Verein für Gedenkkultur in Graz

Daniela Grabe ist Wirtschaftsinformatikerin und Historikerin. 2013 hat sie das Projekt „Stolpersteine“ nach dem Konzept des Künstlers Gunter Demnig nach Graz gebracht und Verlegungen von über 300 Steinen in mehreren steirischen Gemeinden durchgeführt und begleitet.

■ Auszug aus dem biografischen Text „Lebensbild“ von Irene Ransburg

[...] Taubblind also! Dieses Wort, früher mir so fremd, so fern gewesen, grub sich gleich glühendem Erz in meine Seele ein und machte mich namenlos unglücklich. Oh, ich habe damals gelitten, seelisch und körperlich, viel und schwer, ich habe gemeint, nie mehr im Leben lächeln zu können – ich haderte mit Gott, mit der Welt und mit mir selbst! O Nacht, Nacht – du stille, grausige Nacht – was bist du so öde, so leer?

Und nun ist manches Jahr dahin gezogen,
Seitdem mein Schifflein trieb auf wilden Wogen,
Auf abgrundtiefer, weltenferner Bahn.
Die Zeit hat meiner Seele Blick geweitet.
In Frieden segelt nun, von Gott geleitet,
Mit leichtem Wellenschlag dahin mein Kahn.

In der neuen Welt der Taubblindheit, in die das unabänderliche Schicksal mich berufen, erging es mir zu Anfang wie einem neugeborenen Kinde, das erst lernen muß, in die Welt zu blicken, zu denken und zu fühlen. Mit meinem Eintritt in das Grazer Blindenheim, der im Nov. 1915 erfolgte, wurde mir Erlösung aus tiefer Kerkerhaft des Geistes. Die unendliche Öde, die Dunkelheit und Stille wichen allmählich der Erkenntnis, daß auch meine Welt des Guten, des Schönen und Frohen nicht entbehrt. Zwei wichtigste Sinne hatte ich zwar unwiederbringlich verloren, aber die drei, die mir geblieben, zeigten, daß sie einigermaßen im Stande sind, Gesicht und Gehör ersetzen. Sie öffneten weit ihre Tore, und neue Lebensfreude und Liebe kehrten bei mir ein! [...]



Bild 3: Schwarz-Weiß-Bild von Irene Ransburg auf einer Holzbank sitzend an einer Quelle. Sie trägt ein kariertes Kleid, eine Perlenkette und weiße Schuhe.

© Familie Brix

■ Hoffnungsloses Sehnen (Juni 1917) von Irene Ransburg

Zeiten eilen rasch vorüber, Und Monde kommen, Monde gehen,
Sommerglut und Herbstesrauschen, Und Winterschnee und Frühlingswehen.

Und wie die Zeiten, so die Menschen, Wie rasch sie kommen und vergehen.
Wer heut' noch jung, ein hoffend Leben, Streift morgen schon ein Todeswehen.

Ein Herz, das schweres Leid erfahren In seines Abgrunds tiefsten Tiefe,
Wie wohl tät' es, wenn dieses Herze In kühler Erd' für immer schlief.

Auch besser wärs für mich, ich ruhte Im kühlen Grab, befreit von Kummer.
Die Brust durchglüht von heißer Sehnsucht, Lechz' ich nach ew'gem Frühlingsschlummer.

Denn leere Nacht, wohin ich schaue, Und nichts als Weh und Sehnsuchtschmerzen.
Erbarungslose Schicksalsgöttin, Dein Pfeil traf gut, steckt tief im Herzen.

Die Wunde blutete, schwarze Parze! Ach, stille Nacht, so öd', so schaurig!
Mein ganzes Lebensglück vernichtet! So trostlos und so traurig – traurig!

O Licht, Licht, Licht – zurück zum Lichte! Zurück zum Glücke und zur Sonne!
Zurück zur Melodie, zum Klange, Zurück zur Lebenslust, zur Wonne!

Ihr Tränen, fließt nur, seid mir Tröster. Ich bin ja einsam und alleine!
Ich sehe nicht der Erde Schönheit, Ich höre nicht den Fink im Haine.

Und wenn auch tausend Blumen sprießen, Wenn tausend Kehlen jauchzend schmettern,
Ich säh' es nicht und hör' es nimmer, Nicht Donnergrollen, wildes Wettern.

Und wär' die ganze Welt in Flammen, Und würden Sterne wanken, fallen,
Ich säh' es nicht, ich hört' es nimmer, Wenn auch Posaunen dröhnend schallen.

Wer misst sein Schicksal mit dem meinen? Ich, die ich tot, und doch am Leben.
Ein Menschenantlitz, Gott, was wollt' ich für einen einz'gen Blick nur geben!

O könnt' ich nur ein Wort vernehmen, Nur einen Ton. Wie würd' ich lauschen!
Und wärs auch nur ein leises Flüstern, Wie Windeswehn und Waldesrauschen!

Wenn ich in wildem Schmerz auch ringe, Verzweiflung mir die Brust durchwühlt,
Er fällt doch nicht, der dunkle Schleier, Der mir ein Paradies verhüllt!



Bild 4: Irene Ransburg an ihrer Schreibmaschine. Sie sitzt an einem Tisch, im Hintergrund eine Zimmerpflanze. Sie tippt auf der Maschine, in die ein Blatt eingespannt ist.
© Stiftsarchiv Rein

■ Irene Ransburg (1898–1944) – Das Leben einer taubblinden Frau

Gabriela Stieber

Familie und Kindheit

Irene Ransburg wurde am 20. November 1898 als fünftes Kind des Ehepaares Ludwig und Viktoria-Dora Ransburg geboren. Ihr Vater war ein aus Veszprem in Ungarn stammender Jude, Weinhändler und Reisender, der seit Oktober 1896 in der Heinrichstraße in Graz gemeldet war. Ihre Mutter stammte aus dem ungarischen Körmend.

Das älteste Kind war Luise, die sich später Dora nannte und Buchhalterin war. Der einzige Sohn war der 1893 geborene Carl, von dem nur bekannt ist, dass er eine Tochter namens Margaret hatte, die 1917 in Budapest geboren wurde. Sie war mit Eugene Steiner verheiratet und lebte nach dem Ende des zweiten Weltkrieges in Tuscon, Arizona, USA. Sie hatte 1946 über die Gedenkstätte Yad Vashem Nachforschungen über ihre Tante Irene Ransburg angestellt. Man kann wohl als sicher annehmen, dass Irenes Familie, also zumindest ihr Bruder, von ihrem Schicksal wussten. In den von und über Irene überlieferten Unterlagen ist aber nirgends ein Hinweis darauf enthalten.

Zwischen Carl und Irene gab es noch zwei Töchter und nach ihr wurde eine weitere Tochter tot geboren. Nach 1900 ließen sich ihre Eltern scheiden und der Vater zog zurück nach Ungarn. Ihre Mutter lebte in der Rechbauerstraße in Graz, wo sie im Oktober 1916 Selbstmord beging.

Die wirtschaftlichen Verhältnisse der Familie waren wohl trist und das wird auch der Grund dafür gewesen sein, dass Irene als Neugeborenes von einer Pflegefamilie in St. Ruprecht an der Raab aufgenommen wurde. Sie selbst schrieb Anfang November 1916 in einem Brief an ihre Pflegemutter: „Das wusste ich gar nicht, dass du mich mein einziges, bestes Mutterl in einer Schachtel angetroffen hast, wohl eine armselige Wiege, ich wäre heute der ärmste Mensch auf der Welt, wenn ich nicht zu euch gekommen wäre.“

Die Familie Brix in St. Ruprecht an der Raab hatte bereits 13 eigene Kinder großgezogen und in Irenes Worten, „das jüngste Kind, ein Mädchen, weltenfremd ein Waisenkind, haben sie ans Herz genommen, liebevoll und warm und lind“.

Irene besuchte die Klosterschule der Schulschwestern in St. Ruprecht. Sie war eine gute und ordentliche Schülerin, wie man an einem in der Familie Brix erhaltenen Schulheft sehen kann. Im Alter von 14 Jahren trat sie zum katholischen Glauben über, wurde getauft und zugleich gefirmt. Nach Ende der Schulpflicht erhielt sie die Möglichkeit, den einjährigen Handelskurs bei den Schulschwestern in Graz-Eggenberg zu besuchen, um später den Beruf einer Beamtin ergreifen zu können.

Plötzlich taub und blind

Im Sommer 1914 schloss Irene die Schule ab, obwohl sie in den letzten Monaten immer größere Probleme mit dem Hören hatte. Für das junge, lebensfrohe Mädchen muss es ein schwerer Schicksalsschlag gewesen sein, als sie im September des gleichen Jahres völlig ertaubte. Die Ärzte diagnostizierten „Nervenschwund“ und kannten keine Heilmethoden. Es blieb jedoch nicht beim Gehör, denn in den nächsten Wochen verschlechterte sich auch ihr Augenlicht und zu Weihnachten konnte sie kaum mehr die Kerzen am Christbaum erkennen. Im Frühjahr 1915 hatte sie schließlich Gehör und Augenlicht zur Gänze verloren.

Diese Krankheit, das sogenannte Usher-Syndrom, kann ausgelöst werden, wenn beide Eltern Träger der gleichen defekten Gene sind. Es gibt mehrere Varianten, abhängig davon, wie früh die Erkrankung ausbricht. Die Medizin kennt auch heute noch keine Heilung dafür. Wenn bei einem Menschen einer der Sinne ausfällt, kann meist ein anderer Sinn diesen teilweise ersetzen. Irene selbst konnte sich sprachlich verständlich machen. Um ihr Gegenüber verstehen zu können, blieb für sie aber nur der Tastsinn übrig.

Eine solche Verständigungsmöglichkeit war das Fingeralphabet, das von einem taubblinden Mann im 19. Jahrhundert entwickelt worden war. Dieses sogenannte „Lorm-Alphabet“ dient der Kommunikation von Taubblinden mit nicht-taubblinden Menschen, aber auch von Taubblinden untereinander. Das funktioniert, indem der „Sprechende“ auf die Handinnenfläche des „Lesenden“ tastet. Den einzelnen Fingern und Handpartien sind bestimmte Buchstaben zugeordnet. Besonders erfolgreich ist diese Methode bei Menschen, die erst später in ihrem Leben taubblind geworden sind, der Spracherwerb, wie bei Irene Ransburg, also schon abgeschlossen war. Die Hand war in ihrem Fall das einzige und zuverlässigste Mittel eines persönlichen Kontaktes mit der Außenwelt.



Bild 5: Irene Ransburg, sitzend, mit ausgestreckter linker Hand, neben ihr sitzt eine geistliche Schwester in Flügelhaube, die in ihre Hand „schreibt“.

© Odilien-Institut

Fünfzehn Jahre später beschrieb Irene die erste Zeit der Taubblindheit in erschütternden Worten: „Ich schlich mich in den Keller meines Vaterhauses, verkroch mich in seinen äußersten Winkel, stundenlang dort tobend, dort brütend, Gott, die Welt, mich selber hassend – ein Spielball wildester Verzweiflung. ... Also war ich taubblind, war lebendig eingemauert und sann unaufhörlich auf Erlösung durch den Tod. ... unaussprechlich war der Drang meines Geistes, nach Bestätigung, nach Befreiung aus dieser Kerkerhaft.“

Im Odilien-Institut

Im Laufe des Jahres nahm die Familie Kontakt zum Odilien-Institut in Graz auf. Dieses war 1880 vom Odilienverein zur Fürsorge für die Blinden der Steiermark gegründet worden. Im Haus in der Leonhardstraße wurden anfangs nur Kinder und Jugendliche aufgenommen, die neben der regulären Schulbildung auch in Gesang und Musik sowie in einigen Berufen, wie Bürstenbinder und Korbflechter, ausgebildet wurden.

Irene wurde eingeladen, einige Wochen im Odilien-Institut zu verbringen. Anfangs wehrte sie sich gegen diesen Vorschlag, weil sie nicht unter Menschen leben wollte, die genau so unglücklich seien wie sie selbst. Nach wochenlangem Kampf mit sich selbst gab sie schließlich nach und erlebte eine neue Welt voller Optimismus. Bereits nach einigen Tagen konnte sie einen Text in Punkschrift lesen und war vor Freude zu Tränen gerührt.

Im Odilien-Institut lernte Irene verschiedene Tätigkeiten, wie Sessel zu flechten, Bürsten zu binden und sie konnte knüpfen, stricken und häkeln. Wie wichtig es ihr war, einer sinnvollen Tätigkeit nachzugehen, beschreibt sie im Jahr 1930 in einem Brief an eine Freundin. Es heißt da: „Und viele Stürme und Kämpfe liegen hinter mir ... Nun aber endlich, endlich ist die Ergebung gekommen, ganz still ists in mir geworden, ganz friedlich. Ich kann ja arbeiten! Ich denke immer, es könnte noch schlimmer um mich stehen, wenn ich krank, arbeitsunfähig, untüchtig wäre! ... Am liebsten bin ich bei meiner Schreibmaschine, die ich so gut und sicher beherrsche, dass ich mir mein Brot verdienen könnte, wenn das Diktat durch das Gehör erfolgen könnte.“

Kontakte in die Welt

Über ihre Schreibmaschine knüpfte Irene weitreichende Kontakte mit der Welt außerhalb des Odilien-Institutes. Sie korrespondierte zum Beispiel mit dem österreichischen Bildhauer und Lyriker Gustinus Ambrosi, der als Kind nach einer Meningitis sein Gehör verloren hatte. Aus Deutschland bezog sie diverse Zeitschriften, um auf dem Laufenden zu bleiben. Nach ihrer eigenen Aussage hatte sie dadurch Kenntnis von vielen Entdeckungen, Forschungen und Vorgängen auf der ganzen Welt. Da las sie wohl auch über die Amerikanerin Helen Keller, die wie sie taubblind war, ein Studium abgeschlossen hatte, Vorträge hielt und weltweit bekannt war. Fortan zählte auch Helen Keller zu ihren Briefpartnerinnen.

Irene war also informiert, interessiert und sprachbegabt. Im Laufe der Jahre wurde sie über die Grenzen des Odilien-Instituts hinaus als Lyrikerin bekannt. Immer wieder trat man an sie mit der Bitte heran, Gedichte zu bestimmten Anlässen zu verfassen.

1919 verfasste sie zum Beispiel ein Gedicht, in dem es hieß: „Nimm verehrte Schwester Oberin, diese unsere Wünsche und Grüße in Empfang, die dir aufs herzlichste entbieten Deine dankestreuen Blinden.“

Im humorvollen, langen Text für einen Landesrechnungsrat zur Pensionierung heißt es: „Also, wertester Herr Rat, bitte, hörn´s mich an in Gnad! ... Denn man sucht nach all den Sorgen gern a Platzlerl, still verborgen – und verschluckt des Tages Weh bei a guten Schal´n Kaffee.“

Auch bei Veranstaltungen im Odilien-Institut wurden immer wieder Gedichte von ihr vorgetragen. Die RAVAG, die erste österreichische Rundfunkanstalt, schrieb im Jahr 1933 anlässlich des 250-Jahr-Jubiläums der erfolgreichen Abwehr der Belagerung Wiens durch ein großes Heer der Osmanen einen Hörspielwettbewerb aus. Von den 118 Einreichungen wurden 7 prämiert, unter anderem auch der Aufsatz „Ich bin taubblind“ von

Irene Ransburg. Im September 1933 wurde das Hörspiel „Das befreite Wien. Ein Hörspiel aus der großen Türkennot vor 250 Jahren“ gesendet. Eine Salzburger Zeitung stellte daraufhin in einer fantasievollen Geschichte die Autorin Irene Ransburg vor. Da hieß es, sie spreche perfekt Deutsch, Ungarisch, Englisch, Französisch und Esperanto und mache ganz wunderbare Häkelarbeiten. Sie sei eine zweite Helen Keller. Außerdem entstamme sie einer ungarischen, jüdischen Bankiersfamilie, die sich nicht mehr um sie kümmerte, nachdem sie zum Katholizismus übergetreten war.

Durch die vielen Kontakte, die Irene Ransburg pflegte, haben sich einige ihrer Gedichte und Texte erhalten. Die Nachkommen ihrer Pflegefamilie Brix in St. Ruprecht an der Raab haben einiges aufbewahrt, mehr noch findet sich im Archiv des Zisterzienserstiftes Rein. Wie kam nun diese Verbindung zustande? Der Pater Ernest Kortschak war im Jahr 1898 in Rein eingetreten und wurde 1931 zum Abt gewählt. Er war bereits seit 1914 im Odilien-Institut tätig und wurde 1925 dort zum Direktor ernannt, welche Funktion er bis 1945 innehatte.

Die Finanzierung des Odilien-Instituts war so geregelt, dass die Heimatgemeinden der Zöglinge verpflichtet waren, deren Verpflegskosten zu tragen. Weitere Geldmittel brachten die Erzeugnisse der Werkstätten wie Besen und Körbe. In der Zwischenkriegszeit war die wirtschaftliche Lage des Instituts aber derart besorgniserregend, dass sich Direktor Kortschak zu einer „Bettelreise“ in die Vereinigten Staaten entschloss. Sein Bruder lebte als Musikprofessor in New York und half ihm, Kontakte zu knüpfen, um Spenden zu lukrieren. Sein Ziel war, 60.000 Schilling an Spenden zu sammeln, was ihm aber nicht ganz gelang. Er hatte ein Informationsblatt dabei, in dem Irene Ransburg, „the blind and deaf orphan child of Austria“, auf einem Foto dargestellt war. Den Spendern wurde versprochen, dass die Blinden und Waisen im Odilien-Institut für sie beten würden.

Im Archiv von Stift Rein sind in dem Abt Kortschak betreffenden Bestand zahlreiche Gedichte von Irene Ransburg erhalten. Die vorhandenen Texte reichen vom Jahr 1916 bis 1925 und sind meist geprägt von großer Verzweiflung über ihren Zustand. Es gibt aber auch humorvollere Texte, Märchen und Gedichte in Mundart.

NS-Zeit und Verfolgung

Trotz aller wirtschaftlichen Probleme ging das Leben im Odilien-Institut auch nach dem „Anschluss“ Österreichs an das Deutsche Reich im Jahr 1938 vorerst ohne besondere Einschränkungen weiter. Der Odilien-Verein und die Wirtschaftsführung der Anstalt wurden der Gauleitung „Nationalsozialistische Volkswohlfahrt“ (NSV) Steiermark unterstellt, obwohl von der Betreuung durch die NSV Jüdinnen und Juden sowie Menschen mit Behinderungen ausgeschlossen waren.

In einem Schreiben an den neuen Direktor des Blindeninstituts im Jahr 1949 stellte Ernst Kortschak aus seiner Sicht das Odilien-Institut in der NS-Zeit dar und wehrte sich auch gegen den Vorwurf, Anhänger des Nationalsozialismus gewesen zu sein. Er erwähnte in diesem Zusammenhang auch Irene Ransburg. Es war ihm in den ersten Jahren der NS-Herrschaft offensichtlich gelungen, sie vor den Behörden zu „verstecken“. Sie war zwar getauft, aber galt für die Nationalsozialisten dennoch weiterhin als Jüdin und außerdem war sie taubblind. Darüber hinaus war sie durch ihre Texte keine unbekannte Person. 1943 wurde der für sie zuständige Bezirks-Fürsorgeverband Weiz auf sie aufmerksam und verlangte ihre Überstellung zum Ältestenrat der Juden in Wien. Kortschak ignorierte nach eigener Aussage dieses Schreiben, was vorerst ohne Folgen blieb.

Im September 1944 verbrachte Irene mit einer Freundin einige Wochen auf einer Alm in der Obersteiermark. Direktor Kortschak hatte ihr angeblich geraten, anschließend nicht nach Graz zurückzukommen, was sie aber nicht beherzigte.

Bald darauf wurde jedoch die Gestapo durch eine Anzeige auf Irene Ransburg aufmerksam und verlangte ihre Überstellung zur Polizei. Angeblich habe eine Mitbewohnerin aus dem Odilien-Institut sich ihrer Familie gegenüber beschwert, dass sie mit Juden unter einem Dach leben müsse. Diese Aussage sei dann bei der Gestapo „angekommen“. Was genau vorgefallen ist, kann heute nicht mehr genau rekonstruiert werden. Es ändert aber nichts am weiteren Schicksal von Irene. Sie wurde von der Gestapo im Odilien-Institut abgeholt und in das KZ Theresienstadt transportiert. Wie Nachforschungen nach Kriegsende ergaben, war sie bis Oktober 1944 dort. Die Blinden in diesem KZ wurden anscheinend von einer sehenden Jüdin betreut. Diese beschrieb Irene Ransburg als, „liebes und geduldiges Menschenkind, das mit größter Ergebung sein schweres Schicksal trug“.

Am 23. Oktober 1944 kam sie mit einem Transport ins Vernichtungslager Auschwitz, wo sie in den Gaskammern umgebracht wurde.

Nicht vergessen

Die Erinnerung an Irene Ransburg blieb viele Jahre lang vor allem in ihrer Pflegefamilie Brix in St. Ruprecht an der Raab lebendig. Vor einigen Jahren begann man auch im Odilien-Institut das Leben von Irene zu erforschen. Sie hatte immerhin fast 30 Jahre dort gelebt und gearbeitet. Am 11. Mai 2015 wurde vor dem Odilien-Institut in der Grazer Leonhardstraße eine Gedenktafel für sie feierlich enthüllt. Zwei Stolpersteine an der Straße vor dem Haus, einer davon in Braille-Schrift, erinnern an ihr Leben und ihren schrecklichen Tod im KZ Auschwitz.

Gabriela Stieber studierte Zeitgeschichte und Volkskunde an der Universität Graz. Sie promovierte 1994 über *Flüchtlingslager nach dem 2. Weltkrieg in Kärnten und der Steiermark*. Sie arbeitete an mehreren Forschungsprojekten mit und war als Bibliothekarin tätig.

Literatur und Quellen

Odilien-Institut, Historische Unterlagen.

Petz Maria Andrea, Mitten unter den Menschen – Zeichen christlicher Hoffnung. Dokumentation 1994.

Privatarchiv der Familie Brix (St. Ruprecht/Raab).

Stadtarchiv Graz, Meldekarteien.

Stiftsarchiv Rein, Bestand Kortschak.

■ Statement der Familie Kaufman

Die Familie Kaufman empfindet es als große Ehre, gebeten worden zu sein, einige Worte über unsere Tante und Großtante Dr. Gisela Zeckendorf (Kaufmann) mit Ihnen zu teilen. Wie fasst man das Leben einer bemerkenswerten Frau in nur wenigen Worten zusammen, die leider keiner von uns persönlich kennenlernen durfte? Eine anspruchsvolle Aufgabe.

Obwohl wir sie nie kennenlernen durften, besteht kein Zweifel daran, dass Gisela eine kluge, widerstandsfähige und unbeirrbar Frau war. Sie war Jüdin, Frau und eine blinde Person und jedes diese Merkmale hätte für sich genommen in jener Zeit bereits eine unüberwindbare Hürde darstellen können. Doch trotz aller Widrigkeiten hat sie in ihrem kurzen Leben Außergewöhnliches erreicht.

Tragischerweise verstarb Gisela ohne ihre Familie an ihrer Seite. Ihre Angehörigen waren alle vor dem Krieg nach Kanada ausgewandert, doch aufgrund ihrer Blindheit wurde Gisela die Einreise in das Land verwehrt. Wie bei vielen anderen in jener Zeit gab es weder einen Grabstein noch eine Zeremonie, und ihre Familie erfuhr nur wenige Einzelheiten über die Umstände ihres Todes. Unseres Wissens trug ihr Vater bis zu seinem Lebensende die schwere Bürde der Schuld, sie zurückgelassen zu haben.

Es bringt uns Frieden nun zu wissen, dass ein Stolperstein mit ihrem Namen verlegt wird, um für immer an sie zu erinnern und sicherzustellen, dass sie niemals vergessen wird. Unsere Familie möchte Marco Jandl und Barbara Hoffmann ihren aufrichtigen Dank dafür aussprechen, dass sie ihr Leben recherchiert haben und wir Seite an Seite mit ihnen mehr über Gisela erfahren durften.

Danke auch an die Universität Graz, den Verein für Gedenkkultur, den lokalen Paten von Giselas Stolperstein und an alle, die dazu beigetragen haben, ihr Andenken lebendig zu halten.

Dieser Text wurde bei der Stolperstein-Verlegung auf dem Campus der Uni Graz verlesen.



*Bild 6: Verlegung von drei Stolpersteinen samt eines Kopfsteins vor dem Hauptportal der Uni Graz im Oktober 2023. Der mittlere Stolperstein von Irene Kaufmann wird gerade mit einem Hammer festgeklopft. Im Vordergrund ein Korb mit Kieselsteinen die bei der Zeremonie abgelegt werden.
© Helmut Lunghammer*

■ Gisela Kaufmann (1907–1941) – Ein Leben allen Widrigkeiten zum Trotz

Marco Jandl

Familie und Schulbildung

Gisela Kaufmann wurde am 12. Februar 1907 in Graz als eines von sechs Kindern der jüdischen Familie Kaufmann geboren. Der Vater Nathan stammte aus dem galizischen Dorf Spas. Die Mutter Netti (geb. Springer) kam ursprünglich aus dem westungarischen Ort Rajka/Ragendorf. Die beiden waren im Jahr 1905 als Ehepaar gemeinsam nach Graz übersiedelt, wo Nathan als Kultusbeamter für die hiesige jüdische Gemeinde tätig war. Die Familie wohnte in der Raubergasse 13 in der Grazer Innenstadt und erhielt im Jahr 1916 das Heimatrecht der Stadt Graz.

Gisela besuchte ab dem Herbst 1918 die Unterstufe des Staats-Realgymnasiums in Graz (heute BG/BRG Lichtenfels). Am damaligen Knabengymnasium konnte sie nur als „Hospitantin“ am Unterricht teilnehmen. Ihre Schulzeit war dabei von der allgemeinen Not der Nachkriegszeit geprägt. Der Unterricht war durch den Mangel an Kohle zum Heizen und Gas zur Beleuchtung teilweise stark eingeschränkt. Im Jahr 1922 wechselte Gisela für die Absolvierung der Oberstufe an das damalige öffentlich-städtische Mädchen-Reformrealgymnasium in der Sackstraße 18. Die historisch bedeutende Einrichtung war im Jahr 1873 als erstes sechsklassiges Mädchenlyzeum im Habsburgerreich gegründet worden. Zum Zeitpunkt des Eintritts Giselas in die Schule befand sich diese gerade in der Umwandlung zu einem reinen zweistufigen Reformrealgymnasium für Mädchen. Als Religionslehrer für die jüdischen Schülerinnen unterrichtete hier unter anderem der berühmte Landesrabbiner David Herzog. Was Noten anging, war Gisela eine eher durchschnittliche Schülerin mit teils schwankenden Leistungen in den einzelnen Fächern.

Schwere Schicksalsschläge und die Auswanderung der Geschwister nach Kanada

Als Gisela im Alter von 18 Jahren die Abschlussklasse besuchte, kam es für die Familie zu zwei tragischen Ereignissen. Am 17. September 1925 starb die Mutter Netti an einem Nierenversagen. Nur drei Monate später verunglückte der 17-jährige Bruder Wilhelm bei einem Sturz von einem Hausdach in der Schmiedgasse tödlich, als er einem Kollegen beim Anbringen einer Radioantenne half. Trotz der schwierigen Umstände legte Gisela im Frühjahr 1926 erfolgreich die Matura ab. Ihre Abschlussarbeit hatte sie im Fach Latein zum Thema „Das astronomische Weltbild der Antike und das Somnium Scipionis“ verfasst. Nach ihrem Schulabschluss erfolgte für Gisela der nächste Schicksalsschlag, als sie – vermutlich aufgrund eines Tumors – erblindete.

In dieser Zeit emigrierten drei von Giselas Geschwistern nach Kanada. Aufgrund der schwierigen wirtschaftlichen Situation gab es ab Mitte der 1920er-Jahre eine überschaubare Auswanderungsbewegung aus Regionen wie der Steiermark oder dem Burgenland nach Kanada. Zugleich vertrat die kanadische Regierung eine äußerst restriktive und auch offen antisemitische Einwanderungspolitik. Jüdinnen und Juden aus „Non-preferred Countries“ wie Österreich stellten eine dezidiert unerwünschte Gruppe von Migrantinnen und Migranten dar, die nur mit einer Sondergenehmigung einwandern durften. Mit Unterstützung bereits in

Kanada lebender Verwandter, ihrer Tante Anni Stein und deren Ehemann Herman Stein, wurde den Geschwistern die Einreise erlaubt. So erreichte der älteste Bruder Josef Kaufmann (später Kaufman) Anfang Mai 1926 per Schiff die ostkanadische Hafenstadt Halifax. Im April 1927 folgten die Geschwister Julie und Emil nach. Die drei lebten wie die Familie Stein zunächst in Montreal, einem bedeutenden Zentrum jüdischer Kultur in Kanada. Für Gisela war die Emigration nach Kanada als blinde Person nicht möglich, unter anderem da ein „guter Gesundheitszustand“ für die kanadischen Behörden eine wichtige Voraussetzung war. Sie blieb zusammen mit ihrem Vater Nathan und dem jüngeren Bruder Herbert in Graz.

Als Lehrmädchen an der Grazer Odilien-Blindenanstalt

Ab Oktober 1927 wohnte Gisela Kaufmann in der Odilien-Blindenanstalt in der Leonhardstraße. Die bis heute bestehende Einrichtung für Blinde und Sehbeeinträchtigte teilte sich in eine „Beschäftigungs- und Versorgungsanstalt“ für blinde Erwachsene und eine „Erziehungsanstalt“. Letztere bot eine dreiklassige Volksschulausbildung für blinde Kinder sowie eine Lehrlingsabteilung, die auch Gisela Kaufmann fortan besuchte. Zumindest in den Jahrbüchern für 1927 und 1928 scheint Gisela Kaufmann als die einzige Jüdin an der Blinden-Anstalt auf. Ob Gisela und die taubblinde Dichterin Irene Ransburg, die zur gleichen Zeit dort lebte, sich persönlich kannten, ist nicht überliefert.

In der Lehrlingsabteilung wurden Jugendliche und Erwachsene in klassischem Blindenhandwerk wie der Bürstenmacherei oder dem Korb- und Sesselflechten geschult. „Lehrmädchen“ wurden speziell in „weiblichen Handarbeiten“ unterrichtet und zu häuslichen Arbeiten herangezogen. Gisela lernte hier auch das Lesen und Schreiben der Braille-Schrift sowie den Umgang mit einer Blindenschreibmaschine. Sie verbrachte insgesamt vier Jahre an der Odilien-Blindenanstalt. Anstatt ihrer Lehrausbildung und den gesellschaftlichen Erwartungen folgend einem „typischen“ Handwerksberuf für Blinde nachzugehen, begann Gisela danach an der Universität Graz zu studieren.

Studium an der Universität Graz und „stille“ Promotion im Juli 1938

Im Herbst 1931 inskribierte Gisela Kaufmann an der Philosophischen Fakultät der Universität Graz. Hier studierte sie als ordentliche Hörerin die Fächer Germanistik und Romanistik. Vereinzelt besuchte sie auch Lehrveranstaltungen der Philosophie. Gisela knüpfte nach ihrer Lehrlingsausbildung an der Blindenanstalt demnach an ihre Gymnasialzeit an und setzte ihre humanistische Bildung und Beschäftigung mit Sprache, Literatur und Philosophie fort. Während ihres Studiums wohnte sie in der damals neu eröffneten Filiale des städtischen Altersheimes in der Ziegelstadelgasse (heute Rosenhaingasse).

Als blinde jüdische Frau war Gisela Kaufmann eine absolute Ausnahmeerscheinung an der Universität und mit mehrfachen Widerständen konfrontiert. Nur wenige blinde Menschen hatten die Möglichkeit zu studieren, im Falle Giselas war dies unter anderem durch die aufopfernde Unterstützung ihres Vaters Nathan möglich. So half er Gisela beim Niederschreiben der Lehrveranstaltungsinhalte und der Übertragung dieser in die Blindenschrift. Die finanzielle Lage der Familie zu dieser Zeit war wohl äußerst schwierig, in verschiedenen Unterlagen wird Nathan Kaufmann als „arbeitslos“ bezeichnet.

Als Studentin war Gisela wie andere weibliche Universitätsangehörige frauenfeindlichen Vorurteilen der Professoren und männlichen Studierenden ausgesetzt. Einige Professoren an der Universität Graz bekämpften in der Zwischenkriegszeit aktiv Habilitationen von Wissenschaftlerinnen. Des Weiteren musste Gisela als Jüdin in Graz in einem zutiefst antisemitischen Umfeld studieren. In dieser Zeit gab es

Anfeindungen bis hin zu physischen Attacken gegen jüdische Studierende und Lehrende. Der Kontakt mit antisemitischen, deutschnationalen und nationalsozialistischen Professoren war aufgrund der weiten Verbreitung dieser Ideologien unter den Universitätsangehörigen und der überschaubaren Größe der Universität unvermeidbar. So traten sowohl der Vorstand des Seminars für deutsche Philologie, Karl Polheim, als auch der Vorstand des Seminars für romanische Philologie, Adolf Zauner, später als prononcierte Nationalsozialisten auf. Bei diesen beiden Professoren besuchte Gisela Kaufmann in ihrer Studienzeit jedoch die meisten Lehrveranstaltungen.

Trotz dieser schwierigen Umstände schloss Gisela Kaufmann bis zum Sommersemester 1935 ihre Lehrveranstaltungen ab und arbeitete mehrere Jahre an ihrer literaturwissenschaftlichen Dissertation. In ihrer Arbeit setzte sie sich mit dem Werk des deutschen Biedermeier-Lyrikers Eduard Mörike auseinander, wobei sie über 200 seiner Gedichte nach einem festgelegten Schema analysierte. Während Gisela an ihrer Dissertation feilte, wurde die Universität Graz Schauplatz des politischen Terrors der nationalsozialistischen Studierenden. Nach dem Verbot der NSDAP und ihrer Teilorganisationen im Juni 1933 agierten diese aus dem Untergrund heraus und schmierten Hakenkreuze, störten Lehrveranstaltungen und gingen auch gewalttätig gegen politische Gegner an der Universität vor. Als es Ende Februar 1938 zu zahlreichen Kundgebungen und Aufmärschen von Nationalsozialisten in Graz kam, besetzten die nationalsozialistischen Studierenden kurzzeitig die Universität, die mit 25. Februar aufgrund der Geschehnisse vorübergehend geschlossen werden musste. Als am 12. März 1938 deutsche Truppen in Österreich einmarschierten und die Nationalsozialisten den „Anschluss“ des Landes an das „Deutsche Reich“ vollzogen, befand sich Gisela Kaufmann unmittelbar vor dem Abschluss ihres Studiums. Am 10. März 1938 hatte sie sich bereits dem einstündigen Rigorosum, der ersten mündlichen Schlussprüfung des Doktoratsstudiums, unterzogen.

Mit der Machtergreifung der Nationalsozialisten erfolgte die unmittelbare Gleichschaltung der Universität Graz mit tatkräftiger Unterstützung vieler Universitätsangehöriger. Die Entlassung von Lehrenden, die als politische Gegner eingestuft oder nach den Nürnberger Gesetzen als jüdisch galten, ging rasch vonstatten. Jüdinnen und Juden wurde die Inskription untersagt. Bereits inskribierte jüdische Studierende wurden nicht sofort von der Universität verwiesen, sondern im laufenden Semester bedingt geduldet. Nach dem Novemberpogrom wurden sämtliche Jüdinnen und Juden vom Hochschulbesuch ausgeschlossen.

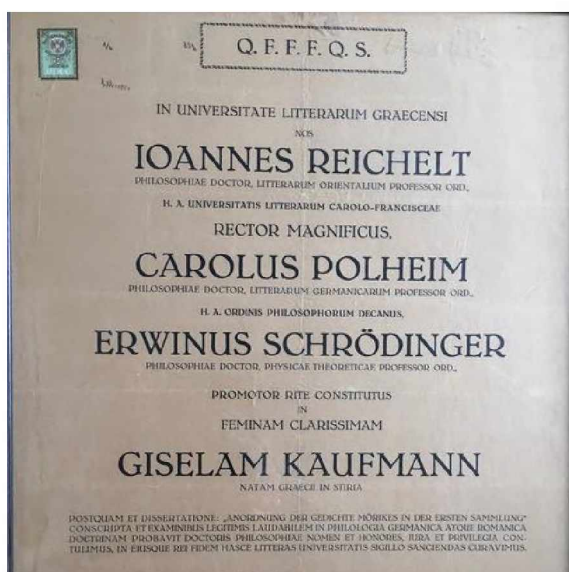


Bild 8: Lateinische Promotionsurkunde von Gisela Kaufmann. Genannt sind auch Rektor Johannes Reichelt, Dekan Karl Polheim und Promotor Erwin Schrödinger. © Familie Kaufman

Gisela Kaufmann gelang es wie einigen anderen jüdischen Studierenden, die kurz vor ihrem Abschluss standen, innerhalb des Sommersemesters 1938 das Studium unter enormem Zeitdruck und in einer ihr feindlich gesinnten Umwelt abzuschließen. Am 25. Juni 1938 legte Gisela ihrem Betreuer Karl Polheim die fertige Dissertation zur Begutachtung vor. Nach der positiven Beurteilung der Arbeit wurde sie zum zweistündigen Rigorosum zugelassen, welches sie am 4. Juli 1938 bestand. Am 6. Juli 1938 wurde ihr die Doktorwürde verliehen. Die Promotion hatte für sie als Jüdin dabei „still“, also ohne akademischen Festakt, ohne geladene Gäste und unter Ausschluss der Öffentlichkeit zu erfolgen. Trotz dieser schmählichen Behandlung wurde ihr eine Ehre in Person ihres Promotors zuteil. Niemand geringerer als der weltberühmte Physiker und Nobelpreisträger Erwin Schrödinger nahm ihr den akademischen Eid ab. Schrödinger, der 1936 als Professor nach Graz gekommen war, wurde nur wenige Zeit später aufgrund „politischer Unzuverlässigkeit“ entlassen und flüchtete im September 1938.

Verfolgung durch die Nationalsozialisten und Tod

Nach ihrer Promotion kam Gisela Kaufmann mit 1. Oktober 1938 nach Wien an das „Israelitische Blindeninstitut“ auf der Hohen Warte 32. Die zuvor international renommierte Einrichtung wurde von den Nationalsozialisten zu einer kärglichen „Aufbewahrungsstätte“ für blinde, gebrechliche und anderweitig beeinträchtigte Jüdinnen und Juden umfunktioniert. Ab Herbst 1938 sollten alle blinden Jüdinnen und Juden aus der „Ostmark“ hier untergebracht werden. Auch Gisela Kaufmann wurde im Zuge dieser Zwangsmaßnahme übersiedelt.

Ihr Vater Nathan zog zeitgleich nach Wien, wo er ganz in der Nähe des Heimes wohnte. Er hatte bereits unmittelbar nach dem „Anschluss“ damit begonnen, die Flucht aus dem Land vorzubereiten und wartete auf eine Einreisebewilligung der kanadischen Behörden. Kanada bot Menschen, die vor der nationalsozialistischen Bedrohung aus Europa flohen, dabei kein aktives Asyl an, sondern behandelte ihre Ansuchen unterschiedslos zu anderen Einwanderungsanträgen. Nathan Kaufmann erlangte schließlich eine Einreisegenehmigung über seinen Sohn Josef als bereits in Kanada lebenden direkten Verwandten.

In einem Schreiben des „Auswanderungsbüros“ der Wiener Israelitischen Kultusgemeinde wurde die schwierige Situation Nathan Kaufmanns beschrieben und dabei auf seine hingebungsvolle Beziehung zu seiner Tochter verwiesen:

„Sehr armer Mann – ohne die geringsten Mittel seit je besessen – hilflos, hat sein Leben dem blinden Kind gewidmet, ihr in Blindenschrift die Vorlesungen geschrieben, so dass sie noch nach dem Umbruch [am] 4.7.38 in Graz promovieren konnte.“

Er stand vor der schweren Entscheidung, ohne seine Tochter das Land zu verlassen. Nur wenigen blinden Jüdinnen und Juden gelang die Flucht aus dem „Deutschen Reich“, da sie kaum eine Chance auf notwendige Visa hatten. Ihre Behinderung galt als Ablehnungsgrund für Einwanderungsbehörden, da angenommen wurde, blinde Menschen wären kaum in der Lage sich selbst zu erhalten. Im Sommer 1939 erreichte Nathan Kaufmann schließlich völlig mittellos Kanada. Bei sich hatte er ein Foto von Gisela, welches anlässlich ihrer Promotion entstanden war, ihre Promotionsurkunde, eine handschriftliche Version der Doktorarbeit sowie eine Ausführung davon in Braille-Schrift. Nathan haderte schwer damit, dass er seine Tochter hatte zurücklassen müssen, und starb ohne Kenntnis über ihr weiteres Schicksal im Jänner 1945 in Montreal.

Die Zustände in der Einrichtung auf der Hohen Warte gestalteten sich durch Überbelegung und unzureichende Versorgung zunehmend bedrückend für die Bewohnerinnen und Bewohner. Trotz ihrer misslichen Lage verließ Gisela Kaufmann jedoch nicht der Lebensmut. So lernte sie im Heim den ebenfalls blinden Juden Oskar Zeckendorf kennen, den sie am 7. Mai 1941 in Wien heiratete. Nur kurze Zeit später, am 3. Oktober 1941, starb Gisela Kaufmann im Alter von 34 Jahren im Wiener AKH an den Folgen eines Tumors. Sie wurde am Neuen Jüdischen Friedhof am Wiener Zentralfriedhof bestattet. Zum Zeitpunkt Giselas Tod begann die systematische Deportation und Ermordung der Heimbewohnerinnen und Heimbewohner durch die Nationalsozialisten. Giselas Ehemann Oskar wurde am 24. September 1942 in das Ghetto Theresienstadt gebracht, wo er am 28. April 1943 starb.

Erinnerung und Gedenken

Für die Familie Kaufmann war lange Zeit ungewiss, was mit Gisela geschehen war. Der jüngste Bruder Herbert, der nicht wie der Rest der Familie nach Kanada ausgewandert war, sondern in der Nachkriegszeit im marokkanischen Casablanca lebte, stellte Nachforschungen zum Verbleib seiner Schwester an. Über einen in Wien lebenden Bekannten erfuhren er und die anderen Geschwister über den Tod Giselas. Die Erinnerung an ihr Leben, ihre Promotion als blinde Jüdin in der NS-Zeit und die verwehrt Flucht aus den Fängen der Nationalsozialisten haben bis heute einen hohen Stellenwert im familiären Gedächtnis. Am Neuen Jüdischen Friedhof am Wiener Zentralfriedhof ließ die Familie nachträglich einen Grabstein für sie errichten.

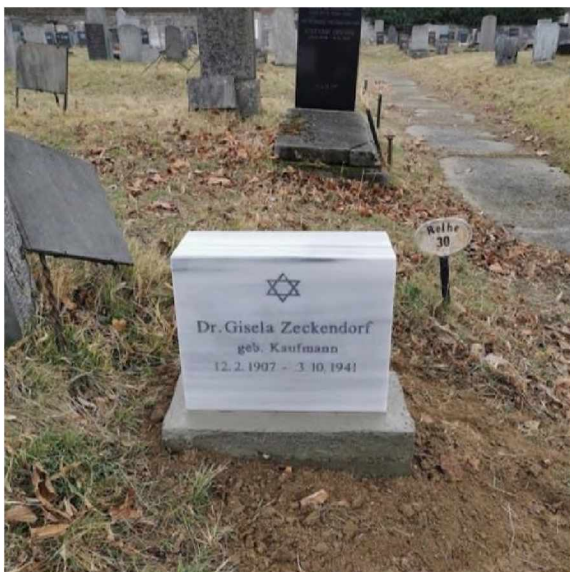


Foto 9: Grabstein am Neuen Jüdischen Friedhof in Wien, ein grauweißer schlichter Marmorquader mit Davidstern und der Inschrift: „Dr. Gisela Zeckendorf, geb. Kaufmann, 12.2.1907-3.10.1941“. Daneben ein Metallmarker mit der Aufschrift „Reihe 30“ im Hintergrund, daneben verläuft ein Fußweg, im Hintergrund weitere Gräber. © Familie Kaufman

Das Schicksal Gisela Kaufmanns wie das der anderen jüdischen Studierenden, die nach März 1938 von der Universität vertrieben wurden bzw. noch „still“ promovieren konnten, geriet nach 1945 an der Universität Graz jahrzehntelang in Vergessenheit. Erst in den letzten Jahren wurden ihre Geschichten systematisch erforscht. Am 24. Oktober 2023 wurden in Erinnerung an die vertriebenen Studierenden der Philosophischen und Juridischen Fakultät Stolpersteine am Universitätscampus verlegt. Dabei wurde der Stein für Gisela Kaufmann vor dem Hauptgebäude der Universität verlegt. Im Herbst 2024 folgen weitere Stolpersteine am Areal des Grazer Universitätsklinikums für die jüdischen Studierenden der damaligen Medizinischen Fakultät.

Marco Jandl ist Historiker und wissenschaftlicher Mitarbeiter am Centrum für Jüdische Studien der Uni Graz. Er forscht zu den Biografien der jüdischen Studierenden des Studienjahres 1937/1938 an der Universität Graz.

Literatur und Quellen

Archiv der Familie Kaufman (Kanada).

Halbrainer Heimo/Korbel Susanne/Lamprecht Gerald (Hg.), Der „schwierige“ Umgang mit dem Nationalsozialismus an österreichischen Universitäten. Die Karl-Franzens-Universität Graz im Vergleich. Graz 2022.

Hoffmann Barbara, Zwischen Integration, Kooperation und Vernichtung. Blinde Menschen in der „Ostmark“ 1938–1945. Innsbruck–Wien–Bozen 2012.

Jandl Marco, Die Grazer Germanistik in der Nachkriegszeit. Ein universitäres Institut zwischen Neukonstituierung und Kontinuität, Unschulds-Narrativen und Entnazifizierungspolitik. Masterarbeit. Graz 2017.

Jandl Marco, Vertriebene WissenschaftlerInnen und Studierende der Universität Graz 1938. Graz 2025 (in Vorbereitung).

Kernbauer Alois/Schmidlechner-Lienhart Karin (Hg.), Frauenstudium und Frauenkarrieren an der Universität Graz. Graz 1996.

National Library Of Israel, Fragebögen der Auswanderungsabteilung der Israelitischen Kultusgemeinde Wien 1938/1939.

Odilien-Blindenanstalt, Jahrbücher 1927 und 1928.

Strutz Andrea, Studien zur österreichischen Migration nach Kanada unter besonderer Berücksichtigung der jüdischen Einwanderung. Auswanderung-Vertreibung-Erfahrung-Erinnerung. Habilitationsschrift. Graz 2014.

Universitätsarchiv Graz, Nationale und Doktoratsakten Gisela Kaufmann.



*Bild 7: Portraitfoto von Gisela Kaufmann anlässlich ihrer „stillen“ Promotion.
Ein klassisches Studio-Bild. Die Promovendin ist dunkel gekleidet, hält die Promotionsrolle
in der Hand und blickt in die Kamera.
© Familie Kaufman*

■ Ein Foto als Biografie – Zur Dissertation der blinden Grazer Germanistin

Gisela Kaufmann

Sebastian Meißl

Die Seele fliegt, so weit der Himmel reicht,
Der Genius jauchzt in mir! Doch sage,
Warum wird jetzt der Blick von Wehmut feucht?
Ists ein verloren Glück, was mich erweicht?
Ist es ein werdendes, was ich im Herzen trage?
– Hinweg, mein Geist! hier gilt kein Stillestehn:
Es ist ein Augenblick, und Alles wird verwehn!
(Eduard Mörike: „An einem Wintermorgen, vor Sonnenaufgang“)

Die einleitend zitierten Zeilen aus Eduard Mörikes Gedicht „An einem Wintermorgen, vor Sonnenaufgang“ sind in vielfacher Hinsicht bedeutsam für die Biografie einer Persönlichkeit, deren Schicksal wie auch das Schicksal vieler anderer Zeitgenossinnen und Zeitgenossen innerhalb der kollektiven Erinnerung zu „verwehn“ droht. Hätte nicht die Historikerin Barbara Hoffmann während den Recherchearbeiten zu ihrer Dissertation „Zwischen Integration, Kooperation und Vernichtung: Blinde Menschen in der ‚Ostmark‘“ Spuren dieser Persönlichkeit entdeckt, so wäre vermutlich das von Mörike genannte Verwehen im Augenblick eingetreten. Bei der Persönlichkeit, von der hier die Rede ist, handelt es sich um die blinde Grazer Germanistin Gisela Kaufmann, die trotz ihres jüdischen Glaubens noch nach dem „Anschluss“ Österreichs an das nationalsozialistisch regierte Deutschland promovieren konnte. Gisela Kaufmann legte damit eine für ihre Zeit absolute Ausnahmeleistung vor, und das sogar in zweierlei Hinsicht: So war sie nicht nur eine der ersten promovierenden Frauen im Fachbereich Germanistik an der Universität Graz; sie absolvierte zudem erfolgreich ihr Doktoratsstudium, obwohl das nationalsozialistische Terrorregime jüdische Lehrende und Studierende systematisch aus dem Universitätsbetrieb ausgeschlossen bzw. ausgewiesen hat.

Neben der Dissertation und den dazugehörigen Doktoratsakten bezeugt auch eine Bildaufnahme, die Gisela Kaufmann mit ihrer Promotionsurkunde zeigt, den besonderen Verdienst. Das Foto, das nach Gisela Kaufmanns „stiller Promotion“ angefertigt wurde, wirkt jedoch starr, die Promovierte ob ihrer Leistung weder stolz noch glücklich. Mit Bezug auf die Verse Mörikes könnte man auch von einem Blick, der feucht von Wehmut ist, sprechen; gar von einem „Stillestehn“, das trotz „ihres Sieges über die verhärmten Konventionen einer Gesellschaft, die die ersten Schritte zum völligen Kollaps längst gesetzt hat“, symptomatisch für die geistesgeschichtliche Lähmung während der NS-Zeit steht. Die Frage „Ists ein verloren Glück, was mich erweicht?“, die Mörike als vierten von sieben Versen ins Zentrum der Gedichtstrophe stellt und die somit eine Zäsur zwischen den im Gedicht hergestellten Ambivalenzen wie dem irdischen Sein und einer fliegende Seele oder der Daseinsfreude und Traurigkeit markiert, könnte dabei dem Foto als Unterschrift beigelegt werden. Es zeigt sich eine Vorahnung über die sich 1938 bereits abzeichnenden politischen wie auch gesellschaftlichen Verhältnisse: ein „Augenblick“ des „verloren[en] Glück[s]“ wird dabei erkennbar. Gut drei Jahre nachdem das Foto aufgenommen wurde, stirbt Gisela Kaufmann am 3. Oktober 1941 im Wiener AKH an den Folgen eines Tumors. Sie wurde am neuen jüdischen Friedhof am Wiener Zentralfriedhof bestattet.

Der französische Literaturkritiker und Sprachtheoretiker Roland Barthes reflektiert in seinem berühmten Erinnerungs-Essay „Die helle Kammer“ über die Aussagekraft und Zeichenhaftigkeit von Fotografien. „Die Photographie muß still sein [...]: das ist keine Frage der ‚Diskretion‘, sondern der Musik. Das Subjekt erreicht man nur in einem Zustand der Stille, dem Bemühen um Stille (die Augen schließen bedeutet, das Bild in der Stille zum Sprechen zu bringen)“, schreibt er im Hinblick auf die rezeptive Wirkung von Bildaufnahmen. Aus der Stille der Fotografie, die die promovierte Gisela Kaufmann zeigt, scheint ebenfalls die Stimme eines Subjekts hervortreten. Roland Barthes weist in seinem Essay diesbezüglich darauf hin, dass immer das Abgebildete, also das fotografierte Subjekt oder Objekt, vor die Fotografie als Medium tritt: „Was immer auch ein Photo dem Auge zeigt und wie immer es gestaltet sein mag, es ist doch allemal unsichtbar: es ist nicht das Photo, das man sieht.“ Gewiss, es ist nicht das Foto, das wir sehen, sondern ein Subjekt: die Person Gisela Kaufmann mit einer eigenen Biografie, die in die Stille der Bildaufnahme eingeschrieben ist. Die Promotionsurkunde, der nüchterne Blick, die äußerlich bemerkbare Blindheit sowie ein symptomatisches „Stillestehn“ nehmen dabei bereits wichtige biografische Etappen vorweg. Wie eine Anordnung an Symbolen wirkt die Bildkomposition, sie lässt das Subjekt erzählend hervortreten.

Es ist Marco Jandl und Barbara Hoffmann zu verdanken, dass die Biografie Gisela Kaufmanns in ihren Grundzügen rekonstruiert werden konnte. Die still erzählende Person aus der Fotografie bekam – metaphorisch gesprochen – eine hörbare Stimme, die in der historischen wie auch kulturellen Erinnerung vernehmbar ist: Von 1931 bis 1935 studierte Gisela Kaufmann an der Philosophischen Fakultät der Grazer Universität und arbeitete an ihrer Dissertation im Fach Germanistik. In dieser Lebensphase werden Eduard Mörike sowie das eingangs erwähnte Gedicht besonders bedeutsam, da Gisela Kaufmann mit einer Doktorarbeit zur „Anordnung der Gedichte Mörikes in der ersten Sammlung“ ihr Studium an der Universität Graz abschloss. Mörikes Gedicht „An einem Wintermorgen, vor Sonnenaufgang“ ist der erste Text, mit dem sich Gisela Kaufmann in ihrer Studie auseinandersetzte. In der eineinhalbseitigen Einleitung der Dissertationsschrift beschreibt sie ihre These, die sich explizit gegen den Kommentar des Mörike-Herausgebers Rudolf Krauß richtet: Im Gegensatz zu Krauß, der behauptet, dass die Gedichte der ersten Sammlung (Band II der „Sämtlichen Werke“) von Mörike beliebig und ohne „ein durchgreifendes Prinzip“ aneinandergereiht wurden, untersucht Gisela Kaufmann sowohl formale als auch inhaltliche Aspekte, die auf eine wohlbedachte und kohärente Reihung der einzelnen Gedichte schließen lassen. „Krauß scheint dabei übersehen zu haben, daß Mörike gerade durch die bunte Gestaltung der Folgen seiner Gedichte ein Werk schaffen wollte, das nach keiner Richtung eintönig wirken kann“, lautet die einführende Diagnose der Dissertation. Daran anschließend fährt Gisela Kaufmann fort: „Seine [Mörikes] Sammlung wirkt wie ein Buch, das ein Ganzes ist und vielseitige Abwechslung aufweist. Das gerade macht es, daß seine Lektüre, wie oft man sie auch wiederholt, einen nie langweilt.“

Entgegen einer zu Gisela Kaufmanns Zeit einflussreichen positivistischen Germanistik – eine Germanistik, die sich an naturwissenschaftlichen Methoden orientiert und Literatur auf der Grundlage messbarer Kriterien bewertet – macht sie den eigenen Leseindruck zur Grundlage ihrer hermeneutischen Untersuchung. Während Krauß am Versuch, die Gedichte Mörikes anhand eindeutiger und strukturbestimmender Merkmale bzw. einer „Gruppierung nach dem Charakter der Gedichte“ zu sortieren, scheiterte, verfolgt die Promovierende einen Ansatz, demzufolge sich die Bedeutsamkeit der Gedichte sowie deren Anordnung im Band auch bei wiederholten Lektüren nicht erschöpfen kann. Gerade im Kontext der späten 1930er-Jahre erscheint dieser rezeptionsorientierte Ansatz, der die Praxis der Lektüre sowie die Wirkung der Gedichte auf die Leserinnen und Leser in der Analyse mitberücksichtigt, als sehr modern und fortschrittlich.

Trotz ihrer Blindheit konnte Gisela Kaufmann ihre Dissertationsschrift erfolgreich zu Ende schreiben. Diese Leistung erscheint umso beachtlicher, wenn man die erschwerten Bedingungen für jüdische Studierende nach der Machtübernahme der Nationalsozialisten in Österreich mitbedenkt. Der Betreuer der Abschlussarbeit, Karl Polheim, der während der NS-Diktatur auch Rektor der Universität Graz war (1939–1945), hebt im Gutachten unter anderem hervor: „Die blinde Kandidatin arbeitete mit ganzer Versenkung in den Stoff; das kann ich in Kenntnis der mannigfachen Ansätze, Umarbeitungen und Verbesserungen feststellen, welche die Abhandlung im Lauf einiger Jahre unermüdlich gewandelt haben.“ Trotz dieser lobenden Worte fällt das Fazit zur Arbeit relativ nüchtern aus: „Soweit sind die Ergebnisse gut und brauchbar. Nicht verstanden hat es die Verfasserin aus diesen Gruppenbildungen den Sinn, die Anschauung des Dichters, die Gesetzmässigkeit abzuleiten. Der Schlusssatz kann in seiner Dürftigkeit das fehlende zusammenfassende und endgültige Ergebnis nicht ersetzen.“ In diesen Zeilen klingt freilich eine Ignoranz gegenüber der von Gisela Kaufmann gewählten Methode an. Mit einem indirekten Verweis auf den damals vorherrschenden positivistischen Ansatz, der ausgehend von der „Anschauung des Dichters“ nach „Gesetzmässigkeit“ sucht, betont Polheim die unzureichenden Ergebnisse der Arbeit. Bestimmt waren es die prekären gesellschaftspolitischen wie auch persönlichen Verhältnisse, die einen schnellen Abschluss erforderten. Die „Dürftigkeit“ des kurzen Fazits der Dissertationsschrift, das nur fünf Sätze umfasst, lässt augenscheinlich darauf schließen. Gisela Kaufmann wurde trotz Kritik zum zweistündigen Rigorosum zugelassen, das sie auch am 4. Juli 1938 bestand. Zwei Tage danach wurde ihr die Doktorwürde verliehen, wobei die Promotion für jüdische Studierende „still“, also ohne Festakt, erfolgte. Das mehrfach erwähnte Portraitfoto hält diesen Augenblick fest.

Noch im selben Jahr versuchten Gisela Kaufmann und ihr Vater Nathan vor den Nationalsozialisten nach Kanada zur emigrierten Familie zu fliehen. Das Visum wurde aufgrund Giselas Blindheit verweigert. Am 1. Oktober 1938 kam Gisela Kaufmann schließlich nach Wien ins Israelitische Blindeninstitut auf der Hohen Warte, das nach dem „Anschluss“ von den Nationalsozialisten in eine schiere „Aufbewahrungsstätte“ für blinde und gebrechliche Jüdinnen und Juden umgewandelt wurde.

Die letzten Spuren eines werdenden Glücks, um es mit den Worten Mörikes zu sagen, lassen sich in der Heirat zwischen Gisela Kaufmann und dem blinden Juden Oskar Zeckendorf erkennen. Die beiden lernten sich während des Aufenthalts auf der Hohen Warte kennen und heirateten am 7. Mai 1941. Noch bevor die Bewohnerinnen und Bewohner des Blindeninstituts von den Nationalsozialisten systematisch deportiert und ermordet wurden, verstarb Gisela Kaufmann schließlich am 3. Oktober 1941.

Vor dem Hintergrund dieser bewegten Biografie erhalten Mörikes Verszeilen eine ganz persönliche Bedeutung. Verlorenes und werdendes Glück, aber auch ein jauchzender Genius und ein von Wehmut geprägtes Leben stehen bezeichnend für das Schicksal der blinden Germanistin Gisela Kaufmann. Zwar kann ihr mehrfach erwähntes Promotionsfoto nicht die gesamte Biografie, gar die gesamte Geschichte erzählen, aber es gibt dem Subjekt eine Stimme: eine Stimme gegen das Vergessen, aber auch eine Stimme gegen das „Stillestehn“. Es hält einen Augenblick fest, schützt diesen vor dem „Verwehn“ durch die Geschichte und zeugt von einer bewundernswerten Akademikerin, die trotz der schwierigen persönlichen, gesundheitlichen, politischen und gesellschaftlichen Verhältnisse Außerordentliches leistete.

Liest man Mörikes einleitende Verszeilen vor dem Hintergrund der Biografie Gisela Kaufmanns, so klingt dabei beinahe eine Sentenz des jüdischen Religionshistorikers Gershom Scholem an, die der deutsch-

jüdische Philosoph Walter Benjamin seiner berühmten neunten These aus der Abhandlung „Über den Begriff der Geschichte“ von 1940 voranstellt: „Mein Flügel ist zum Schwung bereit ich kehrte gern zurück denn blieb’ ich auch lebendige Zeit ich hätte wenig Glück.“ Wie ein Engel der Geschichte, ein „Angelus Novus“ – so lautet die Bezeichnung des für die neunte These titelgebenden Bildes des Malers Paul Klee, das Walter Benjamin lange begleitet hat – blicken wir, wenn wir das Portraitbild von Gisela Kaufmann sehen, auf eine persönliche Geschichte. Doch ganz im Sinne der Verse Mörikes, „Hinweg, mein Geist! hier gilt kein Stillestehn: / Es ist ein Augenblick, und Alles wird verwehn!“, werden wir vom Fortschritt, vom Sturm der Zukunft, wie es in Benjamins neunter These heißt, mitgerissen. Dem Engel gleich können wir dabei nicht „wohl verweilen, die Toten wecken und das Zerschlagene zusammenfügen“, wir können jedoch die Flügel ausstrecken, uns vom Fortschritt treiben lassen, dafür sorgen, aus dem Vergangenen zu lernen und in der Erinnerung das Bild vor dem „Verwehn“ bewahren.

Sebastian Meißl ist Germanist und Kulturwissenschaftler an der Universität Graz und forscht dort zur Geschichte der deutschsprachigen Literatur im 20. und 21. Jahrhundert.

Literatur und Quellen

- Arora Steffen, „Verlorene Menschen“: Jüdische Blinde unter dem NS-Regime. In: Jüdisches Magazin für Politik und Kultur, 26. 06.2014. Online unter: <https://nunu.at/artikel/verlorene-menschen-juedische-blinde-unter-dem-ns-regime/> (24.07.2024).
- Barthes Roland, Die Helle Kammer. Bemerkung zur Photographie. Aus dem Französischen von Dietrich Leube. Frankfurt/M. 2009.
- Benjamin Walter, Über den Begriff der Geschichte. In: Ders., Gesammelte Schriften, Bd. I.2. Herausgegeben von Rolf Tiedemann und Hermann Schweppenhäuser. Frankfurt/M. 1991, 690–708.
- Hoffmann Barbara, Zwischen Integration, Kooperation und Vernichtung: Blinde Menschen in der „Ostmark“ 1938–1945. Innsbruck–Wien–Bozen 2012.
- Jandl Marco, Gisela Kaufmann. In: Verein für Gedenkkultur. Stolpersteine in Graz. Online unter: <https://www.stolpersteine-graz.at/stolpersteine/kaufmann-gisela-2/> (24.04.2024).
- Kaufmann Gisela, Die Anordnung der Gedichte Mörikes in der ersten Sammlung. Dissertation. Graz 1938.
- Mörike Eduard, Sämtliche Werke in 6 Bänden. Herausgegeben von Rudolf Krauß. Leipzig 1905.
- Universitätsarchiv Graz, Doktrats-Akten 2299 (Gisela Kaufmann).

■ Studium in einer unvorstellbaren Welt

Tim Peters

Als man mich bat, als blinder Germanistikstudent einen Textbeitrag zu dieser Publikation zu verfassen, habe ich, ohne groß zu überlegen, spontan zugesagt. Ich begann mich mit der Biografie von Gisela Kaufmann auseinanderzusetzen und merkte schnell, dass das Wenige, was über ihre Studienzeit überliefert ist, mich sprachlos zurücklässt. In was für einer Dystopie Gisela Kaufmann ihr Studium absolviert hat, welche Unwägbarkeiten sie zu überwinden hatte, welche Feindseligkeit ihr entgegengeschlagen sein muss, dies alles ist für mich nur schwer vorstellbar. Umso beeindruckender ist für mich die Tatsache, dass sie allen Widerständen zum Trotz nicht aufgegeben hat. Das zeigt, wie enthusiastisch sie an der Literaturwissenschaft gehangen haben muss.

Aus heutiger Sicht liest sich der Abschnitt über Gisela Kaufmanns Studienzeit wie der Bericht aus einer ganz anderen Welt. Ich müsste zwar lügen, wenn ich behaupten würde, an der Universität Graz gibt es in Sachen Inklusion keinen Nachholbedarf mehr, aber das Thema steht zumindest auf der Agenda.

Wenn blinde und sehbehinderte Menschen früher noch stark auf die Unterstützung ihrer Angehörigen angewiesen waren, so kümmert sich heute das Zentrum Integriert Studieren darum, die Abläufe im universitären Alltag so barrierefrei wie möglich zu gestalten. Mitschriften von Lehrveranstaltungen oder die Zugänglichkeit von Literatur sind heute keine Frage des sozialen Backgrounds mehr.

Menschen mit Behinderung sind an der Universität Graz sichtbarer geworden. Sei es auf der Ebene der Angestellten in Verwaltung, an den Instituten etc. oder bei den Studierenden. Die Lehrenden sind sehr bemüht darum, ein reibungsloses Studium zu ermöglichen. Da kann man als blinde Person zum Beispiel auch mal eine Prüfung mündlich machen oder man bekommt die Prüfung in Brailleschrift ausgedruckt. Die Unterstützungsmöglichkeiten sind, auch durch die Digitalisierung unserer Gesellschaft, nicht mit den Bedingungen von vor 90 Jahren zu vergleichen. Heute ist das Notebook ständiger Begleiter blinder Studierender. Smartphone und Tablet machen es möglich, schnell mal einen Text einzuscannen und ihn über ein Braille-Display zu lesen. Das Entscheidende ist aber, dass wir als Betroffene glücklicherweise in einer Zeit leben, in der wir uns Gehör verschaffen können. Es gibt Hilfsorganisationen, Beratungsangebote und vieles mehr. Dennoch sollten wir alle nicht nachlassen, die Inklusion voranzutreiben. Hierfür braucht es engagierte Studierende und Universitätsbedienstete, die miteinander und nicht übereinander reden und gemeinsam nach Lösungen suchen.

Die Geschichte von Gisela Kaufmann, die stellvertretend für so viele Schicksale in dieser grausamen Zeit steht, sollte uns daran erinnern, dass eine Gesellschaft, die nach Inklusion und Zusammenhalt strebt, nicht selbstverständlich ist. Wir alle sind aufgerufen, die Demokratie und Toleranz immer wieder aufs Neue zu verteidigen und dafür einzustehen. Gisela Kaufmanns Weg ist zum einen ein mahnendes Beispiel dafür, was passiert, wenn autoritäre Regime das Ruder übernehmen. Zum anderen ist sie auch der Beweis dafür, dass eine Behinderung Menschen nicht behindern muss und man seine Ziele mit Beharrlichkeit, Fleiß und einer unglaublichen Lebensenergie erreichen kann. Umso wichtiger ist es, die Erinnerungen an solch starke Persönlichkeiten wachzuhalten und zu verhindern, dass sie vergessen werden.

Tim Peters ist ein blinder Germanistikstudent an der Universität Graz.

Die taubblinde Dichterin Irene Ransburg (1898–1944) und die blinde Germanistikstudentin Gisela Kaufmann (1907–1941) waren zwei Frauen im Graz der Zwischenkriegszeit, die allen Widerständen zum Trotz ihren bemerkenswerten Weg gingen. Ihre Biografien verbindet neben der Liebe für Literatur und Sprache das gemeinsame Schicksal der Verfolgung im Nationalsozialismus. Nach langem Vergessen wurden ihre Geschichten in den letzten Jahren Teil des öffentlichen Gedenkens in der Stadt Graz. Im vorliegenden Buch wird aus verschiedenen Perspektiven das Leben der beiden Frauen beleuchtet und gemeinsam an sie erinnert.